



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 11

Donnerstag, den 28. Heuet 1932

Nr. 11

## Geschichtliches und Volkstundliches aus der Bienenzucht Pommerns

Von A. Brase, Köslin.

(Schluß.)

Eine kleine Menge hatte schon einen hohen Wert. Dann waren diese Erzeugnisse nicht so leicht, wie viele andere, dem Verderben ausgesetzt. Der Honig war das einzige Verfüßungsmittel. Er diente zur Herstellung des so sehr geschätzten Metes, und des Honigtuchens. Wachs wurde zu Kerzen verarbeitet und ermöglichte die beste Art der Beleuchtung. Auch wurden Wachsfiegel daraus hergestellt. In Kriegszeiten verwendete man statt der heutigen Schrapnells wohl auch mit großem Erfolg Bienenvölker. So ist es erklärlich, daß Honig und Wachs stark begehrte und hochgewertete Erzeugnisse bildeten und die Bienenzucht eifrig betrieben wurde.

Wie erwähnt, hatten Kirchen und Klöster an Wachskerzen für gottesdienstliche Zwecke einen großen Bedarf. Die Mönche wurden der übrigen Bevölkerung gegenüber zu Bienenmeistern. Sie betrieben weiter die Waldbienenzucht, holten aber die Bienen in Klobbeuten auch in ihre Klostergärten. So entwickelte sich die Bienenzucht in ganz beträchtlichem Umfange. Es steht fest, daß Pommern nicht nur seinen eigenen Bedarf an Honig und Wachs gedeckt hat, sondern auch nach außerhalb größere Mengen abgab. Die Kirche verstand es, sich den reichen Ertrag der pommerischen Bienenzucht zunutze zu machen. Pastor Rasten setzt dies in seiner „Geschichte der Bienenzucht in Pommern“ unter Berufung auf die Urkunden des Oodex diplomatic. Pom. Nr. 51, 61, 64, 82 und 89 folgendermaßen auseinander: „Den Reichtum Pommerns an Erträgen der Bienenzucht hatten die Geistlichen in Bamberg seit den Zeiten Ottos her nicht vergessen. Die Beziehungen zwischen Bamberg und Pommern blieben das ganze zwölfte Jahrhundert hindurch lebendig. Insbesondere lag es dem Abt und Konvent des Klosters Michelsberg vor Bamberg, wo der Leib des Pommerapostels seine Ruhestätte gefunden hatte, nahe, von der Dankbarkeit der Pommer etwas zu erlangen zugunsten ihrer Kirche. Der Priester Markward, des Klosters Thefaurarius oder Küster, erwägend den Mangel und die Armut an Wachskerzen, daran die Klosterkirche bis dahin litt, machte sich daher mit Zustimmung seines Abtes nicht ein- oder zweimal, sondern vielfältig mit schwerer Gefahr seines Lebens, seiner Habe und seiner Gefährten auf „nach dem slavischen Lande, Pommern gehehen, und zog in demselben umher unter vielen Mühseligkeiten“, bis er endlich den Herzog Bogislaw I. und den Bischof Konrad von Kammin durch fleißiges und inständiges Bitten dahin vermochte, dem Michelsberger Kloster ein Gewisses an Wachs aus allen pommerischen Krügen zuzuweisen. 1182 fertigte der Herzog dem Kloster die erste Urkunde darüber aus. Jährlich sollte es aus jeder größeren Taberne einen ganzen, aus den kleineren einen halben Stein Wachs erhalten (1 Stein = 21 Pfund), damit davon an dem Grabe des Bischofs Otto eine ewig brennende Kerze angezündet würde. Bald fand sich Gelegenheit zu feierlicher Bestätigung der Schenkung. Denn als der Herzog Bogislaw I. gestorben war, fanden

sich sofort auf göttlichen Wink zwei Brüder des Michelsberger Klosters ein“ — deren einer der unermüdlische Markward —, von dem Abt und den Brüdern gesandt, überbrachten Briefe und hielten bei dem Bischof und den Fürsten des Landes an, daß die dem Kloster bewilligte Wachshebung auch unter der neuen Herrschaft unverändert bleibe. Als daher im Jahre 1187 der neue Bischof Sigfried, die Herzoginwitwe Anastasia mit ihren beiden unmündigen Söhnen, Wartislaw, der Bizedominus des Landes, viele Barone und Edle und eine Menge Volkes von Wenden und Deutschen in Stettin bei der Weihe der Jakobikirche versammelt waren, welche der edle Herr Beringer, ein geborener Bamberger, zum Gebrauch der sich bereits sammelnden deutschen Gemeinde, aus seinen Mitteln vor der Burg erbaut und mit dem ihm vom Herzog dereinst zu Lehe gegebenen Güter ausgestattet hatte, da waren auch wieder jene beiden Mönche gegenwärtig, und sie erlangten es, daß ihrem Kloster das Patronat über die Kirche übertragen wurde, und zwar ausdrücklich zu dem Zweck, damit der nunmehr bei derselben eingesezte, von Bamberg her entsandte Konvent — an dessen Spitze ein Prior stand — die Wachshebung aus den Krügen des Landes desto besser einsammeln und an das Mutterkloster abführen könne. Eine erneute Bestätigung erwirkte das Kloster im Jahre 1203 von dem Bischofe Sigwin. Doch schon im Jahre 1209 wurde es nötig, daß Herzog Bogislaw II., dieweil die Wachslieferung fast in Vergessenheit geraten war, den fürstlichen Obersten und Burggrafen aufgab, die das Wachs verweigern den Krüger zur Erfüllung ihrer Schuldbigkeit anzuhalten. Von dieser Zeit ab verlassen uns die Nachrichten über die Wachshebung; doch dürfte es nicht schwer sein, ihr Schicksal zu erraten.“

Wenn auch später die Krüge als Finanzämter eingingen, so blieb doch die „urna mellis“, der Topf Honig, noch lange ein Zahlungsmittel, sei es auch nur, um symbolisch die Zahlungsverpflichtung jährlich von neuem anzuerkennen.

In einer Urkunde des Herzogs Bogislaw I. vom Jahre 1186 treffen wir schon auf den ersten persönlich namhaft gemachten Imker. Der Mann hieß Plefsewig und war Zehntbauer zu Plöbin auf der Insel Wollin. Er wurde in diesem Jahre verpflichtet, seine Abgaben an Jagdbeute und Honig statt wie bisher an die Burg zu Lebbin, künftig an den Domprobst zu Kammin zu liefern.

### 4. Die Bienenzucht nach der Germanisierung Pommerns.

Etwas anders gestaltete sich die Bienenzucht Pommerns vom 13. Jahrhundert ab. Damals vollzog sich die Germanisierung Pommerns, indem aus dem westlichen Deutschland Bauern und Handwerker in großen Massen einwanderten. Die deutschen Bauern waren fleißiger. Sie steigerten durch Ackerbau mit dem eisernen Pfluge die Erträge des Bodens ganz bedeutend. Sie rodeten die unermesslichen Wälder und legten Sümpfe trocken. Dadurch verringerte sich die Bienenweide. Die Bienenzucht fing an, zurückzugehen. Immerhin gehörten um die Mitte des

13. Jahrhunderts Honig und Wachs noch zu den Ausfuhrartikeln. In der Zollrolle Stettins, von Herzog Barnim I. zwischen 1250 bis 1260 herausgegeben, sind nämlich als Ausfuhrzoll für 1 Schiffspfund Honig (etwa 300 Pfd.) 6 Denare, für 1 Stein Wachs (= 21 Pfd.) 2 Denare angegeben. Die Bienenzucht wurde in damaliger Zeit ein Gewerbe. Wie alle anderen Gewerbe jener Lage schlossen sich auch die Imker zu Genossenschaften, zu Zünften oder Innungen zusammen. Man nannte diese Imker-, Zeidler- oder Bütnerinnung. Sie gab sich ihre Regeln und Gesetze selber und übte ihre eigene Gerichtsbarkeit aus. Wann sich in Pommern die erste Zeidlerinnung gebildet hat, wissen wir nicht. Die erste Urkunde über eine Innung stammt aus dem Jahre 1520; in ihr bestätigt Herzog Barnim den Büttern des Amtes Neustettin ihr altes Bütnerrecht, ihre alten Gebräuche, Gewohnheiten und Herkommen. Daraus ergibt sich, daß eine Genossenschaft, die Gebräuche, Rechte und Pflichten ausgebildet und festgelegt hat, schon früher bestanden haben muß.

Es ist interessant, welche Gebräuche und Rechte sich entwickelt hatten. Die Innung hatte ihre Vorsteher. Sie hießen Altermänner. Die Mitglieder waren die Gemeinbütner. Wer nicht zur Innung gehörte, durfte auch nicht auf gemeinem Grund und Boden, d. h. im Walde, imkern. Selbst die häusliche Bienenzucht war für Nichtzeidler beschränkt. Wer in die Innung eintrat, mußte einen Eid ablegen, daß er Gebräuche und Pflichten genau beachten wolle. Die Strafen für Vergehen waren strenge. Wer einen Bütten- oder Beutenbaum bestieg, beschädigte, abhaute, abbrannte, die Beuten und Bienen wegführte, sollte sofort ohne Nachlaß sechzig Mark gewöhnlicher Münze an den Landesherrn und zwei Mark an die Innung zahlen. Der Dieb eines Schwarmes und der Fehler hatten dieselbe Strafe zu bezahlen. Ja, wer es auch nur erfuhr und es nicht anzeigte, mußte die Strafe erleiden und wurde zeitlebens als Eidesbrüchiger aus der Genossenschaft ausgeschlossen. Wer anfang, einen Baum „rede zu machen“, d. h. die Innenbeute durch vollständige Aushöhlung des Baumes fertig zu machen, und es nicht in acht Tagen schaffte, verlor sein Anrecht darauf. Ein anderer konnte sie fertigstellen und ohne Verhinderung verwenden. Die Amtleute und Untertanen waren angewiesen, auf diese Bütnerrechte zu achten und Zuwiderhandelnde zur Rechenschaft zu ziehen.

Aus späterer Zeit, aus dem Jahre 1657, ist uns ein wichtiges Dokument auf diesem Gebiete erhalten geblieben. Es ist die Beutnerordnung der Lande Lauenburg und Bütow. Da es wohl von erheblichem Interesse sein sollte, wird die Innungsordnung später im Wortlaute veröffentlicht werden.

Interessant ist auch die Verordnung der Wolgaster Regierung vom Jahre 1608, in der es heißt: „Die Zeidler, so auf unseren Heiden zeideln, sollen kein Feuer auf und von den Heiden führen, damit ihrer Feuers halber uns kein Schade widerfahre. Würde aber einer darüber befunden und betroffen, daß er Feuer außerhalb des Topfes unter dem

Bäume liegen ließe, der soll dem Heideknechte (Waldauffseher) mit einem Gulden zum Pfandrecht verfallen sein.“ Wir haben es hier wohl mit Räuchermaschinen oder Schmotern zu tun, die zwei Oeffnungen hatten, eine zum Hineinblasen von Luft, die andere zum Auslassen des Rauches. — Es wäre ferner noch zweier Geräte der Zeidler zu gedenken, nämlich des Beutnerbeiles und des Zeidlerfeiles. Darüber vielleicht später einmal.

### 5. Die Bienenzucht vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Vom 16. Jahrhundert an trat ein auffallender Rückgang in der Bienenzucht ein. Der Gründe dafür gab es mehrere. Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse änderten sich allmählich. Die Bevölkerung wuchs und wurde dichter und dichter. Sie rodete weite Strecken des Waldes aus und verwandelte sie in Ackerland. Dadurch ging die Bienenzucht zurück. Vor allem aber kamen auf neu eröffneten Handelswegen Rohrzucker, Fette und Harze aus dem Auslande, die Ersatzstoffe für Honig und Wachs waren und den einheimischen Erzeugnissen scharfe Konkurrenz machten. Die Bienenzucht verlor an Bedeutung und ging zurück. Sie blieb nur noch als Nebenerwerb bestehen, und mit dem Erfolge sah es oft dürrig aus. Die Einführung der Reformation durch Luther und in Pommern durch Bugenhagen brachte auch einen bedeutenden Rückgang des Bedürfnisses an Wachskerzen mit sich. Zwar konnte die neue Lehre nicht ganz das Wachs zu gottesdienstlichen Zwecken entbehren. Aber als Steuer konnte die Kirche es nicht mehr erheben. Da versiel man auf den Ausweg, daß in jeder Gemeinde die Kirche Eigentümerin einer Anzahl Bienenvölker wurde, die gewöhnlich der Pfarrer oder ein anderes Mitglied der Gemeinde bewirtschaftete. Der Ertrag wurde zur Hälfte geteilt. Die Kirche griff aber auch noch zu anderen Mitteln, um zu dem unentbehrlichen Wachs zu kommen, nämlich zu Kirchenstrafen. Für die Orte Jarnelow und Kröslin bestand die Verordnung, daß bei einem Begräbnis sämtliche Bewohner des Ortes folgen mußten, gleichviel, um wen es sich handelte. Wer es nicht tat, mußte ein Pfund Wachs für den Altar und ein Viertel Bier für das Gefolge als Strafe zahlen. In späterer Zeit verschwanden die Bienen aus dem Besitze der Kirche. Die Geistlichen blieben aber vielfach bis auf unsere Zeit Bienenzüchter. Auch der Dreißigjährige Krieg hat auf dem Gebiete der Bienenzucht seine verderblichen Folgen geltend gemacht.

Die Betriebsweise wurde nach und nach eine andere. Schon während der Zeidzeit hatte man neben der „Waldbienenzucht“ auch „Hausbienenzucht“ betrieben, d. h. man stellte Bock- oder Klobbeuten in der Nähe menschlicher Wohnungen auf. Nun fing man an, die aus Stroh angefertigten Bienenkörbe zu verwenden. Wann solche Körbe zuerst in Pommern benutzt worden sind, steht nicht fest. Die ersten Bil-

der von Bienenkörben stammen aus dem 16. Jahrhundert. Im 17. Jahrhundert setzten dann wieder Bestrebungen der Landesoberkeiten und der Behörden zur Hebung der Bienenzucht ein. Man sah nämlich ein, daß reiche Honigquellen des Inlandes ungenutzt blieben, während große Summen Geldes für eingeführten Zucker ins Ausland gingen. So heißt es in einer der schwedischen Regierung 1661 — Stettin, Vorpommern und Rügen gehörten ja damals zu Schweden — vorgelegten Denkschrift: „Kurzes Bedenken, Pommern in Aufnahme zu bringen“ an einer Stelle:

„Was sonst vor Profit bey halt- und Auferziehung des Kleinen Viehes, sonderlich aber der Bienen sey, solches ist allen guten Hauswirten ohne mein Erinnern wohl bekand, und heißt in Deutschland das gemeine Sprichwort: Es kann ein Land-Mann schleunig reich werden, wenn ihm die Weiber oft absterben, und dagegen die Schaffe und Bienen wohl gehalten.“

Für Hinterpommern ließ es die preussische Regierung an Anregungen und Verordnungen nicht fehlen. In einer solchen Verordnung für Lauenburg und Bülow vom Jahre 1702 heißt es: „Weil das Bienenhalten ein nützlich Ding und hierzu diese Lande sehr bequem sind, so soll ein jeder Bauer zum wenigsten vier Stöcke, ein halber Bauer zwei und ein Köstke ein Stock zu halten und derselben fleißig zu warten schuldig sein, und haben die Schulzen und Schöppen gute Achtung zu geben, daß diesem von den Untertanen also nachgelebet werde.“ Es wurde auch bestimmt, daß die Nachlässigen für jedes fehlende Bienenvolk einen Groschen Strafe bezahlen sollten. Die Waldbeamten sollten denen, die ihre Bienen in den Wald oder die Heide bringen wollten, wo sie Nahrung fanden, keinerlei Hindernisse in den Weg legen oder ihnen Geld abfordern. — Der Alte Fritz, der bekanntlich alles förderte, was zur Hebung der Volkswohlfahrt diente, hat auch die Bienenzucht nicht vergessen. In einem Dekret vom Jahre 1778 bestimmte er: — zweimal im Jahre sollte es von den Ranzeln der Kirchen verlesen werden — daß jeder, der giftige mit Honig gemischte Stoffe aussetzte und dadurch die Bienenzucht schädigte, ohne Ansehen der Person zu sechsjähriger Festungsstrafe resp. Karrenstrafe verurteilt werden sollte.

Aber diese Verordnungen müssen wohl nicht viel zur Hebung der Bienenzucht beigetragen haben; denn der Greifswalder Professor Gadebusch bedauerte 1788 lebhaft, daß die Bienenzucht gegenüber früher sehr zurückgegangen sei, auch der Gebrauch des Honigs habe ungemein abgenommen. Die fremden Syrupe und Moskowaden seien sehr in Gebrauch gekommen, so daß dadurch jährlich ansehnliche Summen Geldes aus dem Lande gingen. Auch von einem anderen Greifswalder Professor mit Namen Stumpf hören wir etwas über den Stand der vorpommerschen Bienenzucht. Von ihm erschien 1795 ein Buch:

„Dreimal sieben Vorteile in der Bienenzucht.“ Die Regierung befahl damals, daß dieses Buch bei allen Kirchen des Landes (Vorpommern und Rügen) in zwei Stücken angeschafft werden sollte. Nach dieser Schrift waren die Beuten damals meist aus Stroh und vielfach zu groß. Die Fluglöcher waren auch zu groß und an unrechter Stelle angebracht. Sie wurden im Herbst mit Lehm zugeschmiert, manche schon Mitte September. Der Verfasser kennt schon „gläserne Körbe“, d. h. wohl Holzkästen, von denen ein Wand aus Glas bestand, so daß man beobachten konnte, wie die Bienen lebten. Er klagte sehr über den Bienendiebstahl und den sich darin zeigenden Mangel an Gewissenhaftigkeit. Er empfahl, die besseren Ueberwachung wegen, in den Dörfern einen gemeinsamen Bienenstand anzulegen, weil es zugleich den Vorteil hätte, daß zur Schwarmzeit nicht so viele Arbeitskräfte in Anspruch genommen würden. Wörtlich sagt der Verfasser: „Da die Schwarmzeit so gegen die Ernte fällt, habe ich sogar die Herrn Landprediger klagend hören, daß oft alle ihre Arbeiter auf dem Felde wären, wenn die Bienen schwärmten, und sie sich dieser ständlichen Arbeit selbst unterziehen müßten, und wenn die Schwärme sich an hohen Stämme anlegten, diese Beschäftigung mit Lebensgefahr verbunden sei, wie ich denn selbst zwei Pastores kenne, die mit dem Beinbruch davongekommen sind, und einer, der den Korb von der Höhe fallen ließ, beinahe tot gestochen worden ist.“ Wenn man die Zeit in Betracht zieht, so sind des Verfassers Kenntnisse und Ratschläge von ganz erstaunlichem Wert.

Das 19. Jahrhundert hat auch in Pommern die Bienenzucht auf eine ganz neue Grundlage gestellt. Man drang in die früher fast verschlossenen Geheimnisse des Werdens und Lebens der Bienen ein, ohne aber schon alles erforscht zu haben. Dies war möglich durch die Einführung der Kastenbienenzucht mit der beweglichen Wabe. Ferner wurde die Kunstwabe und die Honigschleuder erfunden. Dadurch wurden dem Bienenzüchter die Arbeiten erleichtert und die Erträge gesteigert. Andererseits ging auch in Pommern die Bienenzucht immer mehr zurück, weil die Bienenweide durch die intensive Ausübung der Land- und Forstwirtschaft immer geringer geworden ist. Dazu kommt, daß der Wettbewerb durch Einfuhr von Honig und Wachs aus dem Auslande und der des Inlandes durch die Rübenzuckerherstellung sehr viel größer wurde. In der Erkenntnis, daß der Einzelne dagegen machtlos ist, schlossen sich Pommerns Imker zu Ortsvereinen und diese zu Pommerschen Imkerverbände zusammen. Wenn die Organisation bis heute ihren Zweck — Erhaltung und Förderung der Bienenzucht — erst teilweise erfüllt hat, so liegt die Schuld gewiß nicht an den Bienen, die in ihrer Pflichttreue, ihrem Fleiße, ihrer selbstlosen Hingabe an das gemeinsame Ganze nicht nur ihren Pflegern, sondern allen Menschen ein musterhaftes Vorbild geben.

## „Eeten von de Ohlen.“

(Ein Spiegel unserer Zeit.)

Von Otto Garber.

Das Buch erscheint im Herbst beim Quickborn-Verlag, Hamburg 1. Vorzugspreis bei sofortiger Bestellung 2.— Mk., späterer Ladenpreis 3.— Mk., in Ganzleinen gebunden. Nachstehend eine Probe aus diesem Werk des bekannten holsteinisch-niederdeutschen Dichters.

„En paar lütt Stunn hatt he druffelt, de oll Nachwächtervader. Dewer de Slap weer nich echt. So en unruhigen, hibbeligen Slap weer dat. He müß sik immer von een Siet op de anner smieten, de oll Jürsvader. He würr doarbi nich ganz wal un sloop of nich ganz fast. Em weer immer, as wenn en een wahrschuh. As wenn ganz wat Begees op em tokeem. As wenn en ganz düster Wolk öwern Heben krupen deh. Un wenn he meen, he weer dat los, denn sünng dat wedder von övren an. Denn pienig un drüüd em dat. Wenn he sik denn doarbi rüümmeet, un wenn he denn söhn in'n Slap, denn rich Prinz den Kopp in de Höch un sünng of lies an to günsen. Mudder Jürs seet an'n Dösch un stopp Strümp un kreeg dat of mit de Unroh. Wat fehl ehr Badder blot, un wat hatt de Hund. Se wull

den Olln all wedden, öwer se leet dat. Se hatt den Slap nödig, de ganze düster Nacht leeg vör em.

As de Lied doar weer, dat de Nachwacht losgahn müß, denn wedd Mudder Jürs ehrr Badder. Eerst kunn he sik kum vermütern, öwer as he erst seeg, wo he weer, denn stünn he bald prat. Ja, he weer nu ganz wal. Un kreeg dat recht hild. He teem knapp mal to'n Eeten. Sin Mudder leet em s'abens nich ahn Eeten un en hitt Taf Rassee to Strat. Dewer, dat smed em hü abend nich. He kreeg wedder en Häsbäs, grad, as vörher in'n Slap. Of, as he sik trechmal, güng dat all' so mit'n Rud. Un dat Halsdol kreeg he garnich so recht fastüübert, un dat weer doch so rufig buten. As wenn doar buten hüt nacht wat op em luer. Sin Prinz stünn of al vör't Dörnjüll. He hatt hüt abend of wat anners in de Näs as den Köstler sin Ratt. He güns un perr hen un her, blot bald rull.

Dat duer of nich lang, denn stünn Nachwächter Jürs vör sin Döhr op de Strat. Den groten Krüddstock hatt he in de rechte Fußt. De Lücht hummel em op de rechte Döft. Se brenn nich. He güng in'n Düstern lang't Dörp.

De beiden güngen künst immer geruhig, een Fod vör den annern, immer ahn Hast un ahn Drieven. Hüt abend harrn se beid keen Lied. Dat güng driebens lang't Dörp. Prinz trödd vörut — immer vör-

weg. Hüt abend kümmer he sik nich immer de Ratto'n ersten Mal nich. Dat güng bit Scholhus vör. As wenn se en Flach föhen, as wenn se beid op en Stell losstüern müßen. Un wenn den Ohln een froh harr, wo he op losgüng, he harr't knapp sege kunn. Dewer he kem doarhen, wo he hen müß müß! Un de beiden harrn nich ehrr Düll, bet an de Ed leem'n, wo se Nacht vör Nacht tose stünn'n. Un dat leht Enn bet an den Dierroggt Hoffstell güngn se wedder en beten mehr mit Löger. Un nu stünn'n se vör't Döhrbeck. Un Badder Jürs sin Dgen springen na dat Finster un seeg'n dat Vie un ögen den Schacken von de Deern, von sin Ann deern. Un weer nu tofreden. So lang as de Anna Witt seet un neih un sliid un stopp — alls sin'n Jung — so lang hatt dat keen Rot. Nu hatt he of dat anner doar all afluern. He hatt nu nich mehr so'n Hast.

As de beiden wedder de Dörrstrat roggünger harr dat wedder mehr sin'n olln Schid. Prinz kreeg wedder op sin olle Wies vörrut, nich mehr so flüsterig. Fief Schritt vörrup, mehr nich. Blot de Scholhus wüdden dat mehr. De Ratt müß doar. Un as he dat trecht harr, denn weer he wedder toweg. Se güngen nu dat Dörp wedder rop. He leel'n hier wedder in'n Roffstall. Daar stünn stark vör't Kalben. Un güng'n op'n anner St-

# Beiträge zur pommerischen Musikgeschichte

Von G. Hecht, Röslein.

Musikdirektor Gustav Hecht, der ein treuer Mitarbeiter unseres Blattes und insbesondere der „Heimat-Beilage“ war, hat uns den folgenden Aufsatz noch einige Tage vor seinem Tode zum Abdruck zur Verfügung gestellt.

## I. „Pomerania non cantat.“

Entschuldigung oder auch Bedauern läßt sich aus dem bekannten Worte Pomerania non cantat, Pommern singt nicht, herauslesen. Mag es nicht singen oder kann es nicht singen? Auf die letzte Frage gibt eine launige Umlautung des Wortes cantat die Antwort in gutem Pommerndeutsch: Pommern kann dat. Freilich meint ein Ministerialerlaß vom 9. April 1859: „Das Talent für Musik gehört nicht zu den hervorstechenden Eigenschaften der Pommern.“ Wer sich etwa über diese Behauptung ärgern sollte, der mag sich mit dem stolzen Bewußtsein trösten, daß seine Heimatprovinz in zwei musikalischen Geschehnissen allen deutschen Ländern überlegen ist; denn:

1. Pommern darf sich rühmen, den ersten Männergesangverein gehabt zu haben. Der bildete sich 1673 in Greifenberg „aus sechzehn Geistlichen und Weltlichen, Bürgerlichen und Adelligen“; er sang geistliche Lieder. Das von der Gesellschaft herausgegebene Liederwerk trug den Titel: „Greifenbergische Psalter, und Harfenlust wider allerlei Unlust, welche unter Gottes mächtigem Schutze und Gursfürstlich brandenburgischem Gnadenschatten von der daselbst Gott singenden Gesellschaft in vertraulichen Zusammenkünften durch zweier Gesellschaften, Johann Müllers Geistliche Lieder und Thomas Soppens Neue Melodien, zu sonderbarer Gemüts-ergözung ordentlich angestellt wird und als bewährt erfunden ist.“

2. In Pommern ist, soweit bis jetzt bekannt, das erste deutsche Oratorium zur Aufführung gekommen (Stettin 1649). Es hieß „Der reiche Mann und der arme Lazarus“ und war komponiert von Andreas Fromm, dem Kantor und Professor am Fürstlichen Pädagogium in Stettin.

Dies Oratorium erfuhr im letzten Spätherbst in Greifswald eine Wiederbelebung als eins der „Denkmäler Pomm. Tonkunst“, die der Vergessenheit zu entreißen, sich unter dem provisorischen Vorsitz des Privatdozenten für Musikwissenschaft, Dr. Engel, ein „Verein zur Pflege Pomm. Musik“ mit dem Sitze in Greifswald gebildet hat. Man darf mit Recht auf die Ergebnisse gespannt sein, die sich freilich weniger der großen Allgemeinheit als einem kleineren, besonders interessierten Kreise zuwenden werden. Diesem wird zunächst mehr daran gelegen sein, die Namen der in Pommern geborenen Mu-

siker zu erfahren und von ihrer künstlerischen Betätigung zu hören. Die nächsten Nummern des Heimatblattes werden die Leser damit bekanntmachen.

Das Wort Pomerania non cantat ist bekanntlich eine Nachbildung von Frisia (Friesland non cantat). Wo aber ist dessen Ursprung zu suchen? Ich wandte mich an den mir befreundeten Professor Dr. Dittmann in München, der als General-Redaktor des Thesaurus linguae Latinae wohl als erste Autorität in latinis gelten kann: „Sat Tacitus, dem es zuweilen zugeschrieben wird, das Wort Frisia non cantat geprägt? In der Germania kann ich es nicht finden.“ Die Antwort lautete: „Das Wort stammt nicht von Tacitus; es ist in der ganzen lateinischen Literatur, die für den Thesaurus in Frage kommt, also für das Latein von seinen Anfängen bis zu seinem Uebergang in die romanischen Tochtersprachen (Beginn des 7. Jahrh. nach Chr.) nicht vorhanden.“ Prof. Dittmann konnte mir aber zu folgenden Mitteilungen verhelfen, die er von anderer Seite eingeholt hatte: Das Wort heißt in voller Fassung: „Frisia non cantat, sed ratiocinatur, Fr. singt nicht, sondern es philosophiert, stellt Ueberlegungen an.“ Es findet sich in der ostfriesischen Literatur häufig, aber nie mit einer Angabe, wann es zuerst aufkam und wer es prägte. Den ältesten Beleg bietet 1792 die ostfriesische Geschichte von Wiarda. Im Vorwort zum Ostfries. Dichterbuch 1911 sagt Dankmann: „Was vor reichlich hundert Jahren jemand in den Gemeinnützigen Nachrichten dichtete:

Immer noch hört man das Sprichwort: Nulla Frisia cantat.

Wer es am ersten gesagt, sah nicht vor Bäumen den Wald usw.

Können wir uns heute als richtig aneignen.“

Und das gilt auch für unser Pommern. Wir dürfen das vollständige Wort Pomerania non cantat, sed ratiocinatur mit vollem Rechte abändern in Pomerania cantat et ratiocinatur = Pommern singt und sinnt, es liebt und pflegt Kunst und Wissenschaft ebenso, wie es anderwärts geschieht; Pommern „kann dat“.

## Der Heidenrosenbusch.

Nun steht auch der Heidenrosenstrauch in voller Blüte.

Mit größtem Bedacht hat er sich seinen Standort erwählt. Er weiß, daß er neben der Gartenrose nicht zur rechten Geltung gelangen kann; denn voller und farbensatter sind deren Blüten und viel schwerer ist

ihre Duft. Darum mied er den Garten und begnügte sich mit einem Plätzchen am Wegabhang vorm Dorf. Und solange menschlicher Eigennutz ihm den Platz nicht mißgönnt, wird er ihn behaupten. Denn er ist anspruchslos und bedarf keiner besonderen Pflege. Er ist zäh und wetterhart. Selbst der härteste Winter vermag ihm nichts anzuhaben. Und er weiß sich zu schützen. Die vorbeiziehenden Rüche und Schafe lassen ihn unbehelligt, seitdem sie einmal seine wehrhaften Stacheln gefühlt haben.

Jedesmal, wenn mein Weg an dem Rosenstrauch vorbeiführt, zwingt es mich, bei ihm ein wenig zu rasten. Denn ich liebe den leichten Duft, und meine Seele erfreuen die zarten, rosaweißen Röschen, die der Sommer, dieser reiche Blumenpater, aus dem dunkelgrünen Blattgewirr hervorgegäubert hat.

Auch die Kinder des Dorfes lieben meinen Rosenfreund. Aber sie kennen noch viele, viele seiner Ge-

## Heidenröslein.

(Volkslied von Goethe.)

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,  
Röslein auf der Heiden,  
War so jung und morgenschön,  
Dief er schnell, es nah zu sehn,  
Sah's mit vielen Freuden.  
Röslein, Röslein, Röslein rot,  
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: Ich breche dich,  
Röslein auf der Heiden!  
Röslein sprach: Ich steche dich,  
Daß du ewig denkst an mich,  
Und ich will's nicht leiden.  
Röslein, Röslein, Röslein rot,  
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach  
's Röslein auf der Heiden;  
Röslein wehrte sich und stach,  
Half ihm doch kein Weh und Ach,  
Mußt es eben leiden.  
Röslein, Röslein, Röslein rot,  
Röslein auf der Heiden.

schwister. Jedes Kind hat seinen eigenen Wildrosenstrauch. Und sie erzählen mit leuchtenden Augen, wie ihre Büsche dahinten am Wegrand oder Acker-rain oder Walbesaum viel mächtiger noch und prächtiger seien, daß sie eine schier undurchdringliche Hecke bilden. Und sie wissen viel davon zu sagen, wie sorgsam ihr Heidenrosenbusch die Schlupflöcher der Raninchen bedecke und daß er seine Ranken wie treue Mutterarme schützend über die vielen kleinen Nester der Singvögel strecke. Und dann klingt plötzlich durch ihr eifriges Plaudern ihre große Freude auf die Herbstzeit, in der der Heidenrosenbusch sie mit seinen knallroten Hagebutten beschenkt, die noch Jahr

wedder in'n Swienfall. De Sög luer op Hülp. Un sünd de ganze Nacht de Strat op, de Strat dal gahn. Sebbt niz markt un niz sehn. Dat Licht achter Anna ehr Finster weer lang ut un ehr Schatten weer lang in'n Slap. Dunn keem'n se to'n ersten Mal wedder an de Kat. Dunn kreeg Badder Jürs to'n ersten Mal si'n hitten Kaffee un Prinz sin Welt mit Brotköstchen. Sull dat Dpregen ümsünst, um niz west wesen?

Un nu wulln se de letzte Kunn mal'n. De Tied weer al rilm. He bruk nich mehr rut, Badder Jürs. Dewer he wull dat doch. Wulln noch mal na de Tied, öwer sin Wagh weg döcht' Dörp. He harr söfdig Johr oppast, harr söfdig Johr de Dgen apen hatt, wenn dat Dörp sleep. Un immer harr he sin Kram in de Keeg hatt. Sull hüt nacht wat verquer gahn? „Dat helpt nich, Prinz, wit möt! Dat geiht nich anners, wi möt!“

Un as Badder Jürs wedder op de Strat weer, dann kreeg he dat wedder mit de Unroh. He strew wedder na dat anner Enn von dat Dörp, wedder na Buervogt Jochen Harms sin Hus. Prinz tröd dörup. Bit Scholhus ög he knapp mal na de Siet. De oll Katt seet doch nich mehr op'n Pahl. De Maand weer nu garnich to sehn. He weer achter de düstern Wolken verbiestert. De Wind tul de Böhm. Dat hul un fleut. Nichtig so'n Weder för Minschen, de sit

dags am leewsten nich sehn lat.

Se keem um de Ed. Prinz bleef en Dgenblick stahn, en litt'n Dgenblick blot, as wenn he seggn wull: „Söw mal, hör mal — doar is wat nich in de Keeg!“ Un denn en scharp Blecken — un denn sett he afl Badder Jürs kunn knapp achteran. Nu stünn he op de Hoffstell. De Hund möt en Varn, as wenn he een'n torieten wull. Eklat so as gistern morgen, as de groot Kerl in de Döns keem. Badder Jürs leep an't Hus ran, so got, as he man vörwarts kamen kunn mit sin olln Been. Wat weer hier in'n Weg? En Wagendiesel. He ramm mit sin Been doargegen un fill verlang. Wat harr he sit stötl! Wat schrien sin Schienbeen. Man garnich söhln, weer Nebenfat. Hier heet dat oppassen! Nu keem de Maand wedder achter de Wolken rutjagt. Un nu seeg he; dat dat Finster op weer, dat Finster von de Schriewstuw. He leeg noch ümmer. So licht kunn he nich in de Been kamen in sin Jahren. Dewer he smeet sit op de anner Siet un nu kunn he na sin'n Hund sehn. De harr en Kerl in de Ed von den Hoff un sprüng op em in. Wat — wat — wat weer dat? Dat weer je en groten Minschen, dat weer je de von gistern morgen, de bi sin'n Jung weer in Badder Jürs sin eegen Döns. He kunn dat von nerrn sehn, wenn he gegen den Heben keel. Man rasch de Taschenlamp. He grabbel un söch. Hier — nun harr

he ehr fat. Sin Fingern bebern. He kunn ehr knapp anknippen. Dunn kreeg he Hund en Stot. He schrie, ne, he quietsch — un wüffel in de Ed. De Kerl leep quer öwer den Hoff — rop op de Strat — he weer weg.

Nu keem Beben in't Hus. Doar würr Licht mal. Doar würr ropen. Badder Jürs würr ganz leeg to Sinn. He wüß, doar keem noch een, doar müß noch een ut Finster kamen. Ganz gewiß — he wüß of, keen dat weer. Un dat würr of lopen; von't Finster her, öwern Hoff röwer, na't Dohrloht to — un bi em vörbi. He müß öwer em öwer, he müß em je pedden, wenn he in de Nicht bleef. Badder Jürs wüß, keen dat weer, öwer he dörf dat nich sehn: sin Kopp, sin Dgen wulln dat nich, — öwer he müß dat doch. He weer doch Nachtwächter. He harr doch söfdig Johr oppast un harr sin Wort geben, sin Eid, sin Ehr. He kunn un dörf gar nich anners, he müß em sehn. Un sin Hand kunn of nich anners, se beh, wat se müß, kümmer sit garnich um den Kopp, um den olln, griesen Kopp. Se grabbel bi de Lamp, sößl un greep un kreeg den Knop tofaten — un drück, ahn, dat se dat wull, se müß dat einfach, de Hand. De Lamp lüch op. Blot en Dgenblick, länger hölln de stieben Finger dat garnich ut. Se behn dun wedder, wat de Kopp wull. Se leet'n den Knop wedder los. Un nu weer dat wedder düster.“

im Jahr das beste Juckpulver boten. Darum reißen sie auch nie blühende Röschen vom Strauch, sondern sie wachen recht sorgsam über sie, daß auch ja aus jeder Blüte eine Hagebutte werde.

Auf dem Rückwege aber breche ich mir ein bescheidenes Sträußchen, und daheim sehe ich es sehr sorgfältig in die alte, handgemalte Vase. Und in der Dämmerung nehme ich die Geige unter's Kinn, und leise schwebt die einfache, schlichte Weise des Heckenrosenliedes hinaus durch mein kleines Fenster. Und die Töne umfingen den Heckenrosenbusch, der seine Röschen bereits gefaltet hat und gerade beim Einschlafen ist. Dieselben Töne dringen auch an das eisenumspinnene Häuschen, in dem meine kleine träumerische Freundin wohnt. Und sie wird auf der Bank vor dem Hause sitzen und lauschen. Ich weiß ja, das Heckenrosenlied ist ihr Lieblingslied.

Alfred Lucht-Robe.

## Kaspar Förster, ein abenteuerlicher Kantor der St. Marienkirche in Köslin.

Von Dr. phil. Günther Rittler.

In seiner Chronik Köslins nennt Wendland (Anm.: Ich durfte diese Chronik, die sich im Besitze des Schwedertifts befindet, durch die liebenswürdige Erlaubnis von Fräulein Oberin Agnes Schweder einsehen.) seit 1597 einen Caspar Förster als Kantor; er berichtet dann weiter, daß dieser im Jahre 1602 gestorben sei. Diese letzte Angabe ist falsch, wie ich an Hand der erhaltenen Kirchenbücher feststellen konnte. Danach war Förster bis zum Herbst 1603 im Kösliner Amt und verschwindet dann ohne Angabe des Grundes aus den Akten.

Zu genau derselben Zeit tritt in Danzig ein Caspar Förster, aus dessen Vergangenheit nur sein Geburtsjahr 1574 bekannt ist, als „collega“, d. h. Lehrer, am Stadtgymnasium seinen Dienst an. — Es ist nicht nur möglich, sondern sehr wahrscheinlich, daß beide Schulmeister miteinander identisch sind. — Ist doch gerade hundert Jahre später der Kösliner Kantor Jakob Zibau ebenfalls als Kantor nach Danzig berufen worden. — Die Berufung Försters aus dem Kösliner Kantorat nach Danzig kam einer Beförderung gleich, obwohl er dort zunächst noch nicht sofort das Amt des Kantors, sondern nur eines gewöhnlichen Lehrers erhielt. Während uns von Försters Kösliner Tätigkeit keinerlei persönliche Nachrichten überliefert sind, hat der Kaspar Förster in Danzig eine recht bedeutende, wenngleich teilweise abenteuerliche Rolle gespielt.

Seine musikalischen Fähigkeiten fanden in Danzig solchen Beifall, daß er nach dreijähriger Tätigkeit als Lehrer im Jahre 1607 in die Stelle des Kantors am Gymnasium und der Trinitatiskirche aufrückte. Als solcher hatte er neben den Musikstunden noch Latein und Arithmetik zu unterrichten. Im Jahre 1613 starb seine Frau, die er als Witwe mit mehreren Kindern geheiratet hatte. Er heiratete 1615 zum zweiten Mal, und zwar die Tochter des angesehenen Danziger Hofbildhauers Martin Hing; aus dieser Ehe entsproß 1616 unter anderen Kindern ein Sohn Kaspar, der später durch seine Kompositionen den Ruf seines Vaters weit überstrahlte. Neben seinem Kantorenamt eröffnete Förster, wie schon sein Vorgänger, einen Buch- und Musikalienladen, in dem er seinen gleichnamigen Neffen beschäftigte.

Förster muß sich großer Beliebtheit beim Rat der Stadt erfreut haben, denn dieser besetzte den „Professor am Gymnasium Kaspar Förster“ von dem Unterrichten in den nichtmusikalischen Fächern. Als im Jahre 1627 der bedeutendste Musikerposten, den Danzig zu vergeben hatte, die Kapellmeisterstelle an der St. Marienkirche, frei wurde, bewarben sich neben anderen Kaspar Förster und der bedeutende Sөөelndschüler und Organist Paul Siefert um das Amt.

Es ist nicht mehr festzustellen, was den Rat der Stadt bewog, den Kaspar Förster zu berufen, obwohl dieser mit keiner eigenen Komposition hervorgetreten war; wohl war er als Chordirigent bekannt, aber in damaligen Zeiten mußte sonst ein Kapellmeister die erforderlichen Gelegenheitskompositionen für Stadtfeste selbst zu komponieren imstande sein. Siefert, der zurückgekehrte Rivale dagegen, war ein sehr

beachteter und eifriger Komponist, der überdies in der neuesten Kunstrichtung bewandert war. Nicht wenig werden die musikalischen Verbindungen Försters zu seiner Berufung beigetragen haben. In Danzig selbst war eine gute Verbindung mit den Musikern durch seinen kunstfertigen Schwiegervater ja gegeben. Als Musikalienhändler lieferte er aber mit dem größten Teil der Musikalien, die am polnischen Königshof gebraucht wurden, nach Warschau; am meisten bedeutete aber wohl seine Verwandtschaft und enge Freundschaft mit dem berühmten (gl. polnischen Kapellmeister Marcus Scacchi, der es sich in späteren Jahren auch nicht nehmen ließ, durch biftige Kritik an Försters Widersacher Siefert für seinen Verwandten stark Partei zu nehmen.

Vieles ließe sich nun über die Wirksamkeit Försters als Danziger Marienkapellmeister sagen, doch will ich mich mit der Feststellung begnügen, daß er seinen Posten voll und ganz ausgefüllt hat. Uns sollen hier aber diejenigen Geschichten aus seinem Leben beschäftigen, die über den Charakter des ehmaligen Kösliner Kantors Aufschluß geben.

(Schluß folgt.)

## Von pommerischen Bauern.

Von Alfred Lucht.

### 1. Der wahre Grund.

Ein Bauer hatte während der Predigt geschlafen. Der Pastor stellte ihn darum nach dem Gottesdienst zur Rede und meinte, schlafen könne er zu Hause. Aber der Bauer verteidigte sich mit den Worten: „Zus heww ik so väl Fleige, de laote mi nich schlaope.“

(Mündlich von Altstirger Herrn Gustav Baatsch in Ruher.)

### 2. Seine größte Sorge.

„Ein Unglück kommt selten allein“, sagt das Sprichwort. Und so erging es auch einem Bauern, dem die Frau erkrankt war. Nun erkrankte auch noch seine beste Kuh. Traurig wanderte er zur Apotheke, um die Medizin für seine Frau und die Kuh zu holen. Der Apotheker erklärte ihm mehrmals, für wen nun jede Medizin sein sollte. Der Bauer aber hatte große Angst, daß er sie doch noch verwechseln könnte, und darum bat er herzlich: „Na, schriewes man gaut up, dat de Rauh nicht passiert!“

(Mündlich von demselben.)

### 3. Des Bauern Fachtweise.

Ein Bauer konnte das Fechten nicht erlernen. Der Offizier wollte es ihm aber unbedingt beibringen. Darum kämpfte er selbst mit dem Bauern und ver setzte ihm dabei recht derbe Stöße. Schließlich wurde diesem die Sache zu bunt. Wütend ergriff er einen Pfahl, und mit den Worten „Ik plech (= pflege) dat so maake!“ schlug er zu. Und der Offizier stürzte tot zu Boden.

(Mündlich von Landwirt Herrn Kurt Müller in Ruher.)

## Deutsche Bücher.

Unser Pommerland, Monatschrift für das Kulturleben der Heimat, 17. Jahrgang 1932 (acht Hefte). Neuer Bezugspreis vierteljährlich 2,— RM. Einzelpreis des vorliegenden Hefes 1/2 1,50 RM.

Von der Zeitschrift „Unser Pommerland“, von der im Notjahr 1932 anstatt zwölf nur acht Hefte erscheinen werden, liegt als erstes Heft ein Sonderheft „Goethe und Pommern“ vor. Die Ausgabe, die Beziehungen Goethes zu Pommern im Zusammenhange darzustellen, mag der Schriftleitung um so reizvoller erschienen sein, als die Ansicht ziemlich allgemein verbreitet ist, daß Goethe zu Pommern überhaupt keine Beziehungen gehabt habe. Dieser irrigen Auffassung wird in einer Anzahl ausschlußreicher Beiträge in dem Heft entgegengetreten. Ueber Arndt und Goethe berichtet Professor Dr. Meinhold, über Goethe und die beiden Rosengärten Dr. Erich Gölzow. Besonders ausführlich sind die Beziehungen Goethes zu Runge und Friedrich von Dr. Otto Holke behandelt worden. Ueber den Kunsthistoriker Fernow, der aus einem Bauernhause in Blumenhagen bei Pasewalk stammt, bei seinen Zeitgenossen als der beste Kenner der italienischen Kultur und Sprache galt und Goethe in Weimar fünf Jahre lang nahe-

gestanden hat, hat Professor Dr. Altenburg einen Aufsatz beigezeichnet. Sodann läßt das Heft Karl Friedrich Zelter, den Meister und Organisator des deutschen Männerchorwesens, der dem Großen von Weimar so verbunden war, daß er mit Goethes Tode seinen Lebensinhalt verloren hatte und ihm keine zwei Monate später in die Ewigkeit folgte, seine 1820 unternommene Reise durch Vorpommern und Rügen beschreiben. Der Bericht befindet sich in dem höchst wertvollen Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, der schon ein Jahr nach des Komponisten Tode in sechs Oktavbänden erschien und in neuerer Zeit wieder aufgelegt worden ist. Es mag dabei nicht uninteressant sein, festzustellen, daß direkte Nachkommen von Zelter als Landwirte in unserer Provinz leben. Den Abschluß des Hefes bildet ein Aufsatz über die Beziehungen pommerischer Schriftsteller zum klassischen Weimar von Arnold Koeppen. Darin werden behandelt: Karl Martin Plimicke, der berühmte „Verbesserer“ Schillers, Johann Thimotheus Hermes, der eitle Breslauer Oberkonsistorialrat, Karl Friedrich Mühler (geb. 1763 in Stargard) und Karl Wilhelm Ramler (geb. 1725 in Kolberg), den die Welt den deutschen Horaz nannte.

Außer den spezifisch pommerischen Beiträgen bringt das Goethe-Heft aus Anlaß des 100. Todes-tages Goethes einige Aufsätze, die Beachtung verdienen. Universitätsprofessor Dr. Paul Merker, Breslau, sucht uns „das Goethe-Bild im Wandel der Zeiten“ zu vermitteln, aus dem der Leser erfährt, wie viele Schatten das Goethe-Bild des 19. Jahrhunderts aufweist, und wie erst nach dem Tode des letzten Enkel Goethes (1885), als die Nachlassschätze des Weimarer Goethe-Hauses der Öffentlichkeit zugänglich wurden, und der Gründung der Goethe-Gesellschaft (1886) die Goethe-Forschung und Goethe-Beherrung einen ungeahnten Aufschwung nahm. Dr. Müller, Freienseels, behandelt Goethe als Denker („Alle, die wir am deutschen Geistesleben teilnehmen, sind veredelt durch Propfreifer vom Lebensbaum des größten deutschen Dichters und Denkers“), und Studienrat Jehm beleuchtet „die Dichtung der Gegenwart in ihren Beziehungen zu Goethe“.

Goethe hatte übrigens noch weitere Beziehungen zu Pommern. Unser Karl Löwe besuchte ihn 1820 als Studiosus von Halle aus. Die große Schauspielerin Henriette Hendel-Schüh, die ihren Lebensabend in Köslin beschloß, erregte die Bewunderung Goethes, wovon auch ein Billett Goethes in der jüngsten Stettiner Goethe-Ausstellung berichtete. Goethes Schwager Schlosser lebte von 1766 bis 1769 in Treptow a. N. Der Dichter der Bernsteinheze, Wilhelm Meinhold, war Goethe nicht unbekannt, und mit der pommerischen groben Sachlichkeit hatte er im Felde Bekanntschaft gemacht, als er sich über artilleristische Dinge ein Urteil anmaßte. Und schließlich ist die Behauptung aufgestellt worden, daß die Geschichte der schönen Katharina Maria Flint in Stralsund dem jungen Goethe Stoff zur Gestaltung des Gretchen im Faust gegeben habe. Schade, daß diese Beziehungen Goethes zu Pommern nicht auch noch zur Darstellung gekommen sind. Durch Weglassung der nichtsagenden Bemerkung des Stettiner Theaterintendanten, der u. W. zu Goethe keinerlei Beziehungen hat, sowie der Zeilen über K. M. Plimicke wäre hierfür Raum freigeworden.

## Kösliner Heimatmuseum.

Das Kösliner Heimatmuseum in der Danzigerstraße vermittelt durch seine reichhaltigen Sammlungen ein Bild von der kulturgeschichtlichen Entwicklung von Stadt und Land Köslin. Erwähnt sei besonders die vorgeschichtliche altgermanische Sammlung aus drei Jahrtausenden, die Sammlung heimischer kirchlicher Altentümer, das Alt-Kösliner Zimmer mit vielen Erinnerungen aus der Biedermeierzeit und das Glanzstück, die Jamunder Bauernstube. Beachtenswert sind auch die fast vollständige Sammlung heimischer Vögel sowie die Sammlung heimischer Schmetterlinge und Käfer.

Das Museum ist Sonntags von 11 bis 1 und Mittwochs von 3 bis 5 Uhr für den allgemeinen Besuch geöffnet. Außerhalb der allgemeinen Besuchsstunden kann es tagsüber auch gegen Zahlung von 30 Pfg. für die Person besichtigt werden.